

Unverkäufliche Leseprobe des Claassen Verlages



Claassen

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Claassen Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.claassen-verlag.de>

Sibylle Knauss

Füße im Feuer

Roman

Claassen

Claassen Verlag
Claassen ist ein Verlag des
Verlagshauses Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG

ISBN: 3-546-00288-1

© 2003 by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Germany

Gesetzt aus der Bembo bei

Franzis print & media GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

*E*twas geschah mit ihr. Sie bewegte sich himmelwärts. Zunächst noch in ihrem Leib, stieg sie plötzlich aufwärts, verließ ihre Beine, verharrte noch einmal kurz in ihren Eingeweiden, empfand den Aufruhr des Schreckens und der Qual, der in ihnen war, ein letztes Aufbäumen und Zucken und sich Zusammenziehen, dann verließ sie auch sie, kam zu ihrem Zwerchfell, das hart wie Glas war und zersprang, als sie es durchstieß, kämpfte sich durch die Lungen, die rauchgefüllt waren, streifte ihr armes Herz, das noch immer schlug, stieg durch die Kehle, an den Stimmbändern entlang, die bis zum Zerreißen gespannt waren in dem Schreien, das jetzt abebbte, während sie in ihrem Kopf ankam, in ihren Augen einen Moment lang wohnen blieb, versuchte, die Lider zu heben, was ihr, in dichten Rauch gehüllt, nicht mehr möglich war, so dass sie weiterstieg, über sich hinaus. Die Hitze trug sie empor. In ihrem Auftrieb gelangte sie höher hinauf, als ihr recht war. Weit unter sich sah sie die Flammen, die jetzt hoch aufschossen und die Gestalt am Pfahl von allen Seiten umloderten. Noch war sie nicht ganz geschieden vom Irrsinn der Schmerzen, noch zuckte sie von der Kraft, mit der sie an ihren Ketten gerissen hatte, um sich zu befreien. Doch nahm sie jetzt mit Erstaunen wahr, dass sie gerettet war, entkommen aus dem Leib, der dort unten verbrannt wurde.

So war es doch die Wahrheit, dass sie eine Hexe war. Zwischen

Stolz und Verblüffung erkannte sie, dass es stimmte, was man immer von ihr gesagt hatte. Der Herr der Lüfte hatte sie doch entführt.

Aber da war niemand. Nichts als das Prasseln der Flammen, die Hitze, die ihr nichts mehr ausmachte.

Sie tauchte durch sie hinab, bis sie sich beinah wieder mit dem Körper vereinigte, der sich in der Glut regte und, so weit es die Ketten zuließen, hin und her taumelte. Denn ihre Tränen, ihr Blut, alles, was flüssig in ihm war, siedeten und verkochten jetzt, so dass er nicht anders als eine Suppe auf dem Feuer in heftiger Bewegung war. Den Zuschauern schien es, als lebe sie immer noch, ja, als habe ein neues unheimliches Leben von ihr Besitz ergriffen. Da sie jetzt von Flammen umlodert wurde und der Rauch sich weit über ihrem Kopf erst verdichtete, konnten sie sie genau sehen. Und was sie sahen, war die Hölle. Sie zweifelten nicht daran. Genau so hatten sie es sich immer vorgestellt. Die Sünderin. Die Flammen. Ihr Zucken in der Glut.

Und sie konnte ihre Gesichter sehen. Jeden Einzelnen von ihnen erkannte sie auf einmal. Seine Furcht. Sein Entsetzen. Sie hatten keine Geheimnisse mehr vor ihr. Es gab keine Verstellung, keine Lüge mehr. Überrascht bemerkte sie, dass ihr alles kund war, alles offenbar. Und sie wunderte sich. Die erste Erfahrung, die sie nach dem Leben machte, war eine große Verwunderung.

So war das also, dachte sie ...

Und von der neuen Freiheit Gebrauch machend, die ihr gegeben war, blieb sie noch etwas, ließ sich mal hier-, mal dorthin ziehen, wunderte sich von neuem, diesmal, wie mühelos die Zeit verging, wie sie in ihr vorauseilen und verweilen, mal dieser, mal jener Spur folgen und zugleich im Vergangenen wie im Gegenwärtigen sein konnte.

Das ist wahrhaftig die Ewigkeit, dachte sie.

Sie erkannte nicht nur, was geschehen war, das ganze Geflecht von Begebenheiten und Gründen, die zu Begebenheiten geführt hatten, aus denen wiederum Gründe für Begebenheiten geworden waren, sie konnte auch in die Herzen der Personen sehen, solcher, die sie kannte und die sie nicht kannte. Sie nistete sich darin ein, ohne in ihnen gefangen zu sein, wie man es im Leben in sich selber ist. Sie fand

sogleich hinaus, tauchte in ein anderes Bewusstsein ein, erkannte die vielfachen Verflechtungen zwischen einem Bewusstsein und einem anderen und wiederum anderen, so dass die ganze Geschichte, die auch ihre gewesen war, plötzlich aufschien wie ein Diamant, in dem sich das Licht auf vielfache Weise bricht, Farben erzeugt, ein Funkeln wie das eines neuen Sterns am Nachthimmel.

Und mit einem Bedauern, das noch ein Rest aus ihrem Leben war, ein Rest, den sie sogleich mit der neuen Leichtigkeit, die ihr gegeben war, abstreifte, dachte sie kurz daran, dass sie es nun niemandem mehr erzählen, mit niemandem die Verwunderung über das teilen konnte, was sie sah. Es war ein Bedauern, das auch die Lebenden manchmal befällt, wenn sie den Toten gern noch den Rest der Geschichte erzählt hätten.

Und manchmal tun sie es. Wider alle Vernunft erzählen sie ihnen, wie es weiterging. Und indem sie es erzählen, wissen sie erst, was sie erlebt haben. Es kommt ihnen neu vor, überraschend, als wenn sie gar nicht dabei gewesen wären. Fast ist es, als ob die Toten in die Rede der Lebenden einfielen, als ob sie ihnen diktierten, was sie erzählen. Und langsam, ganz langsam, lernen sie auf diese Stimmen in sich zu hören. Sie sind ganz leise, der Nachhall einer Erinnerung, die schon vergessen war.

Sie entfernte sich, stieg hoch auf, sah das Land tief unter sich liegen, die Gipfel der Berge, schroff gezackt, fast weiß im Licht der Vormittagssonne, die Hügel des Vorgebirges, die sich sanft und grün wellten, zwischen ihnen die Dörfer, die beiden gleißenden Bänder der Flüsse, die sich ins Meer ergossen, die Hafenstädte rechts und links beider Flussmündungen und den Ozean, weit, aber nicht mehr unendlich für sie, die jetzt eine ganz andere Unendlichkeit kannte. Sie glitt wie eine Möwe über die Flut.

AM 9. NOVEMBER 1609 WURDE IN DER NÄHE VON St. Pée, im äußersten Südwesten Frankreichs, eine Frau verbrannt. Es war die letzte von 57 Männern und Frauen, die dort seit Anfang August in den Flammen der Scheiterhaufen umgekommen waren. Man verbrannte sie zumeist lebendig, ließ das Feuer so lange brennen, bis die Körper und die Pfähle, an die man sie kettete, zu Asche geworden waren, die am nächsten Tag in den Fluss Nivelle gestreut wurde, der sie bei St. Jean de Luz in den Atlantik spülte. Eine barbarische, langwierige, groteske Form der Feuer- und Seebestattung, die jedes Mal unter großer, ja überwältigender Beteiligung der lokalen Öffentlichkeit stattfand und die Menschen seltsam erleichtert und zutiefst erschöpft entließ. Nichts strengt so an, wie Zeuge eines Sterbens zu sein. Keine Arbeit, kein Vergnügen, kein sportlicher Wettbewerb kommt dem gleich.

Viele, die zugegen waren, hatten die Verurteilten gekannt. Sie waren Nachbarn gewesen, Kindheitsfreunde, Verwandte. Sie hatten mit ihr Erinnerungen geteilt, das geheime Wissen um die Vorkommnisse, die den dichten Teppich des Beziehungsgeflechtes in den Dörfern bilden und nur den Ansässigen bekannt sind. Sie hatten mit ihr Geschäfte gemacht, Ansichten getauscht, die Feste des Kirchenjahres begangen. Sie teilten nicht die Erfahrung mit ihr, die sie jetzt machte. Die überließen sie ihr allein.

Sie wussten noch nicht, dass dies die letzte Verbrennung im Labourd sein sollte, schlossen aber aus den ungewöhnlichen Umständen, unter denen sie geschah, dass etwas im Begriff sein musste, sich zu ändern. Sie waren auf einmal nicht mehr sicher, wer Verfolger und wer Verfolgter war, gelobten heimlich, jeder für sich, ab sofort ein neues Leben zu beginnen, wussten selbst nicht, woran genau sie dabei dachten, und ahnten auch nicht, dass es bereits als entschieden galt: Es war vorbei. Das Gericht war schon aufgelöst. Das Parlament in Bordeaux würde zustimmen. Politische Veränderungen kündigen sich, bevor sie sich ereignen, in den Herzen der Menschen an. Sie fühlen einen Moment, bevor es eintritt, dass nichts so bleibt, wie es ist.

In dieser Nacht trieb Regen vom Meer herein. Sein gleichmäßiges Rauschen begleitete sie in den Schlaf, Traumbilder erzeugend, die einander ähnlich waren. Fluten, in denen jeder Einzelne von ihnen umzukommen fürchtete. Geisterschiffe, seltsame Inseln, auf die man sich zu retten versuchte.

Ihr Schlaf war tief in dieser Nacht. Sie hatten den Tod gesehen. Der Tod hatte zurückgestarrt.

Eines Tages würde man sich fragen, wie es begonnen hatte. Wie es möglich gewesen war. Wer die Schuld trug. Man würde nach etwas suchen, etwas ganz Bestimmtem, ohne das dies alles nicht hätte geschehen können. Etwas Unbegreiflichem. Etwas, das ihr Vorstellungsvermögen so weit überstieg, wie das Böse, das geschehen war, ihr Schuldgefühl überstieg. Ihr Schuldgefühl war ein Bestandteil des Bewusstseins, dass sie überlebt hatten. Es war wie das Frösteln in einem geheizten Raum. Nichts Dramatisches. Nichts, wovon man viel Aufhebens macht. Aber unangenehm. Und die ganze Zeit da.

Eines Tages würde man »damals« sagen. Sie wussten das schon. Es lag ein gewisser Trost darin, zu denken, dass man einmal »damals« sagen würde. Es war ein bisschen beschämend, so früh daran zu denken, aber sie brauchten den Trost, und darum began-

nen sie flüsternd von den »Ereignissen« zu sprechen, als läge lange zurück, was sie erlebt hatten.

Die »Ereignisse«, sagten sie. So war es möglich, von ihnen wie von einem schweren Wetter zu sprechen. Einer Pest. Einer Teuerung. Von etwas, das über sie gekommen und weitergezogen war, das sie geängstigt, versehrt, aber nicht ganz besiegt hatte. Nicht die, die übrig geblieben waren.

Es war vorbei. Das war die Botschaft, die sie sich mit dem Wort zuflüsterten. Es war geschehen. Es war zu Ende. Es war abgetan. Es, das waren die »Ereignisse«. Sie hatten sich überstürzt und waren zu ihrem Abschluss gelangt. Es hatte eine Zeit davor gegeben, und es würde eine Zeit danach geben, die soeben verstohlen begann und ihre Zeit sein würde, die Zeit der Davongekommenen. Keine heroische Zeit. Kein Epos, keine Annalen, die von ihr künden. Keine Namen, deren Klang die Nachwelt aufhorchen lässt. Nur dies geflüsterte, wie wispernder Nachtwind aufkommende Wort »Ereignisse«, das von Ohr zu Ohr geistert und die Botschaft enthält, dass es vorüber ist.

Es gibt Erinnerungen, die die Menschen verbinden, und es gibt solche, die sie voneinander scheiden. Was zwischen Juli und November in jenem Jahr geschah, gehörte für die, die sich später daran erinnerten, zu der zweiten Art. Sie sprachen lange Zeit nicht davon. Ja, es schien überhaupt, als kenne man einander kaum. Alte Freunde, Verwandte, Nachbarn rückten voneinander ab. Man berief sich darauf, dass man genug mit sich selber zu tun hatte. Man hörte auf, einander zu besuchen. Nach dem Kirchgang ging man rasch auseinander. Zeit wurde knapp. Man war beschäftigt. Arbeit war hoch angesehen. Scheunen wurden errichtet, Balken gestrichen, Wände geweißt. Die Abende wurden kurz. Man ging früh zu Bett. Musik kam aus der Mode. Gesungen wurde nur noch in der Kirche. Selbst der Klatsch kam zum Erliegen. Wenn zwei oder drei Frauen zusammen waren, schlugen sie nur die Augen zum Himmel auf, seufzten tief und klagten über die Arbeit, die niemals ein Ende nahm. Nichts war mehr wie zuvor.

Viele gingen auch fort, in die Neue Welt. Und andere kamen wieder, die geflohen waren. Sie hatten sich im Gebirge versteckt gehalten, bis es vorbei war. Männer und Frauen, ganze Familien, hatten in den Höhlen Zuflucht gesucht, von wilden Ziegen und den Diebstählen gelebt, die sie bei Nacht in den Dörfern erbeuteten. Ein paar Tage, nachdem es vorbei war, kamen sie zurück. Sie fragten nicht, stellten niemanden zur Rede, wenn ihre Häuser im Dorf ausgeraubt worden waren. Sie bezogen sie, als wäre nie etwas gewesen, zimmerten sich neue Betten, schafften neue Töpfe an und lebten ebenso für sich wie alle anderen. Und wenn jemals die Rede auf die Zeit kam, die sie im Gebirge verbracht hatten, dann behaupteten sie, nur für kurze Zeit weg gewesen zu sein, nur, um die Ziegen zu weiden oder die Herde ins Tal hinabzuholen. Es schien keine Verbindung zwischen ihrer Abwesenheit und den »Ereignissen« zu bestehen. Auch sie blieben mit ihren Erinnerungen für sich.

Und mit der Zeit gewöhnte man sich daran. Die Dinge waren geschehen, aber man wusste nicht viel davon. Was bedeuten schon vier Monate im Leben eines Menschen? Je mehr Zeit vergeht, desto unbedeutender werden sie. Ein Sommer. Ein Frühherbst. Eine Jahreszeit im Übergang. Bald sprach man von den Toten, als habe sie ein Unglück dahingerafft. Ein entsetzlicher Zufall. Eine Tragödie, so bedauerlich wie schicksalhaft. Weißt du, sagte man, als Anne-Marie Dibasson noch lebte? Sie buk ein Maisbrot, wie man es seither nicht mehr bekommt. Es ist ein Jammer, dass sie so früh von uns gehen musste. Und wenn die verwaisten Kinder, die man unter den Familien verteilt hatte, ihren Verwandten zur Last fielen, beklagte man den Tod ihrer Eltern nicht anders, als seien sie einem Fieber zum Opfer gefallen.

Sie vergaßen auch die Nächte in den Höhlen von Sare. Wilde, unbeschreibliche Nächte voller Mondschein und kühner Verzückungen. Sie vergaßen den Fremden, der sich dort einen Sommer lang versteckt gehalten und mit dem alles begonnen hatte. Den Pilger. Einer von denen, die über das Gebirge zu den Wall-

fahrtsorten nach Spanien zogen und manchmal in den Höhlen übernachteten. Einer, der seine eigenen Wallfahrten abhielt. Kommt her zu mir alle, die ihr euch vergnügen wollt. Das war die Botschaft, die er für sie gehabt hatte. Und sie waren in den klaren Nächten des Sommers dort hinaufgezogen. Er machte die Frauen verrückt. Die Frauen und die Männer auch. Sie hatten Wein mitgebracht und Lämmer, die sie dort schlachteten. Ihre Feuer waren weit ins Land hinein sichtbar gewesen, und immer mehr waren zu ihm gekommen. Und er hatte ihnen gezeigt, dass das wahre Vergnügen ein äußerstes Vergnügen ist, eine Verzückung, ein Rausch. Dass man dazu Kühnheit und Phantasie und den Rauch eines Krautes braucht, von dem er Unmengen bei sich zu haben schien, so als züchte er es im Innern des Berges, wohin er sich bei Tag zurückzog. Er blieb unsichtbar, um in den Nächten Hof zu halten auf dem Berg. Und er verkaufte ihnen das Kraut und zeigte ihnen, wie man den Rauch tief in sich hineinzieht und so lange wie möglich in sich behält, damit er wirken kann. Und sie fühlten in sich den Mut zum Äußersten und sahen, dass die Dinge, zu denen er sie anhielt, merkwürdig leicht zu begehen waren, und dass sie sich dadurch befreit fühlten, so frei, wie sie niemals gewesen waren, und es war diese Freiheit, deren Geschmack sie am nächsten Tag immer noch spürten, und am Abend zogen sie wieder auf den Berg.

Sie vergaßen es. Viele von denen, die dabei gewesen waren, lebten nicht mehr. Und die, die es überlebt hatten, erwähnten es niemals mehr. Es war wie ein Traum, den sie vor langer Zeit geträumt hatten.

Erst nach Jahren begann es, dass sie sich wieder erinnerten. Aber da war niemand, der ihnen zuhörte, wenn sie davon erzählen wollten. Jeder winkte ab, als habe man dergleichen schon oft erlebt und als lohne es nicht, seine Zeit damit zu verschwenden, darauf zurückzukommen. Und plötzlich kamen sie sich merkwürdig alt und allein vor. Es schien ihnen jetzt, dass die entsetzliche Zeit die beste Zeit in ihrem Leben gewesen war. Sie erinnerten

ten sich an sie wie an ein Fest, von dem sie gegen Morgen ernüchert heimgekehrt waren, nicht sicher, was im Schutz der Nacht geschehen war und wie weit sie selber darin verwickelt waren.

Und noch später gerieten die Ereignisse ganz in Vergessenheit. Man ließ sie ruhen, wie man die Toten ruhen lässt. Irgendwann kommt die Zeit, da niemand mehr von ihnen weiß. Nur eine Höhle in den Bergen trägt noch den Namen Grotte des Sorcières, Hexenhöhle. Als habe sich dort in unvordenklichen Zeiten ein Märchen zugetragen. Dinge, von denen man weiß, dass sie nie wirklich geschehen sein können. Das Gedächtnis gräbt sich Höhlen und verbirgt darin, was es nicht mehr wissen will. Aber manchmal, nach ein paar hundert Jahren, steigt das Vergessene wieder ans Tageslicht und ist so schrecklich und schön und jung und grausam, wie es immer war. Und wieder werden Feste gefeiert. Der Rausch, die Unbedenklichkeit kehren zurück. Der Tanz. Die Verzückung. Der ganze Wahnsinn der Nächte, wenn die Vernunft schlafen gegangen ist und sich in den Falten der Dunkelheit etwas regt, das sich dort verborgen gehalten hat.

Und plötzlich ist auch das Buch da. Vergessen. Verramscht. Uralte speckige Seiten, vergilbt, in den Regalen der Antiquariate übersehen, auf dem Boden der Kisten mit Unverkäuflichem. Plötzlich, aus den virtuellen Labyrinthen des Internet, taucht es auf: die Geschichte der Ereignisse, die sich damals in der Gegend von Bayonne zugetragen haben. Einer hat es notiert. Einer hat es kurz, nachdem es geschehen war, aufgeschrieben, bewahrt, mit seinen eigenen Gedanken kommentiert. Einer, der dabei war, wollte nicht, dass es vergessen wird.



1609 WAR EIN GUTES WEINJAHR. Der Sommer war heiß und trocken gewesen. Die Trauben waren nicht groß, aber von einer Süße, wie sie in hundert Jahren nicht oft erreicht wird. Die Weinhändler in Bordeaux hoben die Preise auf ein Niveau an, das den Alteinge-

sessenen schwindelerregend und unseriös erschien. Aber die Teuerung war allgemein. Und was ist dagegen zu sagen, wenn man von ihr profitiert? Nichts, als dass es an die Flüchtigkeit der Dinge gemahnt, ihre Unbeständigkeit. An die Taschenspielertricks, mit denen der Teufel seit jeher die Finanzwirtschaft durcheinander bringt. Es könnte alles so einfach sein. So gut. So berechenbar. Aber der Teufel steckt überall. Wandelt die Süße der Traube in Geldwert um. Nichts ist, was es scheint. Keine Verlässlichkeit. Nirgends. Stattdessen Geldverfall. Teuerung. Lockerung der Sitten. Lüge. Und ein Gefühl im Innern, ein spürbarer Sog, der von einem Zentrum des Nichts ausgeht, einem Hohlraum, einer Leere, um die ein Ring von Empfindung liegt, der sich wie ein Schlund verengt und zusammenzieht. Angst? Vielleicht. Ein tieferes Unbehagen. Ihm zu entkommen ist jede Anstrengung wert.

An einem nebligen Novembervormittag näherte sich ein Mann mit seinem Pferd dem Ufer der Garonne in Höhe der Porte Cailhau, um sich übersetzen zu lassen. Er besaß einen Weinberg am anderen Ufer, und da er erst kürzlich nach längerer Abwesenheit zurückgekehrt war, hatte er den Wunsch, ihn zu inspizieren. Die Lese war vorbei. Das Weinlaub war schon rot und begann sich zu lichten. In zwei Monaten würde man mit dem Beschneiden der Reben beginnen. Es drängte ihn nichts außer dem Bedürfnis, das eigene Land unter den Hufen der Stute zu spüren, die im Laufe des Sommers ein wenig zu schwer geworden war, da sie niemand ausreichend bewegt hatte.

Über dem Fluss war der Nebel so dicht und grau, dass der Mann die Fährschiffer auf ihren Booten vom Kai aus nicht sehen konnte. Er rief ein paar Mal mit wachsendem Ärger und dem Gefühl, sich zum Narren zu machen – denn er war daran gewöhnt, dass man ihm gehorchte –, als plötzlich direkt vor ihm ein Fährmann auftauchte und bereits sein Pferd am Halfter auf die Planken führte, was ihn erneut ärgerte, da noch kein Preis ausgehandelt war. Doch dann besänftigte ihn, dass der Preis für die Fähre in den vier Monaten seiner Abwesenheit nicht gestie-

gen war, und als sie vom Ufer abstießen, bemerkte er, dass der Nebel sich lichtete, zuerst weiß, dann goldfarben wurde und, als sie in die Mitte des Flusses kamen, ganz aufriss, so dass die tiefroten Reben am anderen Ufer, die sanften Linien der Hügel, die von Nuss- und Apfelbäumen umstandenen Weinberghäuschen und darüber der blaue Herbsthimmel sich dem Blick so unvermittelt und herrlich darboten, als habe Gott sein Schöpfungswunder noch einmal für ihn vollbracht, und der Mann sah, wie das Licht von den glänzenden Flanken seines Pferdes floss, wie es seine Gestalt Muskel für Muskel nachzeichnete, und für einen Moment schloss er die Augen. Er war begabt mit dem Blick, der die Schönheit sieht.

Am Ufer warf er dem Fährmann ein paar Münzen zu, führte sein Pferd an Land und saß mit dem Gefühl auf, dass dies ein Tag des Neuanfangs sein würde. Ein Tag wichtiger Entschlüsse. Ein Tag der inneren Reinigung von Bedenken, von Zweifeln, Unsicherheit, von allem, was dieses leichte ringförmige Ziehen in ihm verursachte. Ein Tag, in dessen Nacht er schlafen würde, wie er schon lange nicht mehr geschlafen hatte, tief, ohne Unterbrechungen, die sich oft bis gegen Morgen ausdehnten, angefüllt mit fieberhaften Überlegungen, die um die eine Frage kreisten: War er gut genug? Gab es Fehler, die er gemacht hatte? Würde das Parlament ihn wieder aussenden? Und wohin? Er streckte sich im Sattel. Dehnte seine Brust. Spannte die Schenkel. Er fühlte die Kraft, die er noch besaß.

Er ritt einen leichten Trab, wartete auf den Moment, in dem er mit der Stute verschmolz, seine und ihre Bewegungen von einem Willen – seinem – gelenkt. Dann fiel er in Galopp, jagte ein, zwei Meilen flussaufwärts, wendete, jagte wieder zurück. Zwei ältere Frauen, die Körbe auf dem Rücken trugen, drängten sich zwischen die Reben, als er heransprengte. Kurz konnte er in den ihm zugewandten Gesichtern den Ausdruck von Ergebenheit und Blödigkeit sehen, mit dem das Volk zu den Herren aufblickt, wenn sie zu Pferde sind. Manche Weingutsbesitzer

erlaubten den Leuten, in ihren Weinbergen Nachlese zu halten. Es war so viel wie nichts, was sie noch fanden. Die Vögel waren immer schon da gewesen. Er konnte sich nicht erinnern, dergleichen angeordnet zu haben. Er dachte, es sei gut, dass er nach dem Rechten sah, und lenkte sein Pferd jetzt hügel auf.

Möwen zogen von Norden her, von der Gironde, herein. Über ihm standen Schwalben in der blauen Luft, die von einem leichten Trestergeruch erfüllt war, in dem für ihn das ganze Aroma des Herbstes lag. Es war vollkommen windstill. Der Mann keuchte. Auch die Stute schnaubte und war schweißnass. Sie waren beide nicht mehr jung. Beide gelangten sie schneller an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit als früher. Beide mussten sich einander wieder anpassen und taten es, indem sie ein wenig langsamer wurden, als sie es gewöhnt waren.

Alte, sagte der Mann und tätschelte dem Pferd den Hals.

So, als Reiter, sah er jünger aus, als er war. Er hielt sich gut im Sattel, wie jemand, der unsicher ist, ob er nicht doch beobachtet wird. Vermutlich war er eitel. Er hatte den Hut beim Ritt in den Nacken geschoben und setzte ihn jetzt wieder korrekt auf, indem er ihn mit beiden Händen zurechtrückte. Es war ein breitkrepmpiger Hut mit prächtigen Federn, die ihm an einer Seite über die Schulter herabgingen. Darunter sein Haar halblang, ergraut, aber noch immer gelockt und dicht. Er brauchte keine Perücke.

Er war sechsundfünfzig, im selben Jahr wie Heinrich IV. geboren, was ihm stets als eine Art schicksalhaftes Versprechen der eigenen Bedeutung bewusst war und ihn dazu verleitete, daran zu glauben, dass er dem Monarchen ähnlich sah. Ja, es hatte dies einen erheblichen Anteil an seiner Meinung von sich selbst, obwohl es ihm vor Jahren und nur einmal gesagt worden war und durchaus ungewiss, ob da jemand gesprochen hatte, der den Monarchen jemals anders als von weitem gesehen hatte, hoch zu Pferd, von einer Vielzahl von Begleitern umringt, von denen jeder der König hätte sein können und in deren Mitte manchmal der König wie jeder Monarch mit Absicht und einem gewissen Mut-

willen verschwand, so dass die Menschen, die ihn von ferne sehen wollten und mit den Augen nach ihm suchten, fragten: Ist es der? Oder der? Und blinzelten: Ich sehe ihn nicht mehr! Und riefen: Das ist er! Das muss er sein! Ist er nicht herrlich?

Der Mann selbst hatte ihn nie gesehen, obwohl die Mission, von der er kürzlich zurückgekehrt war, vom König befohlen worden war und die Vollmachten, über die er verfügte, das königliche Siegel und die allerhöchste Unterschrift trugen. Er hatte das Pergament in einem Beutel aus Saffianleder mit sich geführt. Es war ihm teurer als seine Barschaft, teurer als sein Siegelring, in den ein um einen Anker gewundenes L eingraviert war für de Lancre, was ihn als einen Abkömmling der *noblesse de robe* der Küstenstriche auswies.

Sein Großvater hatte noch Rosteguy geheißen, den peinlichen Nachhall seiner baskischen Herkunft im Namen mit sich führend. Aber als einer der ersten Weingutsbesitzer im Bordelais, die ihre Weine nach Übersee ausführten – der Handel mit England war ihnen seit Karl VII. untersagt – und dazu eine kleine Flotte von eigenen Handelsschiffen unterhielten, die mit Weinfässern an Bord in die Neue Welt starteten und, wenn sie nicht ein Sturm versenkte, mit wertvollen Hölzern und Lederhäuten zurückkamen, konnte Rosteguy es sich leisten, für seinen Sohn Étienne zunächst die Stellung eines Rats-Notars zu kaufen, dann die eines *Sécretaire du Roi*, was keineswegs eine Tätigkeit bei Hof einschloss, sondern lediglich die formale Voraussetzung für den Erwerb eines Adelstitels bedeutete, eines bescheidenen Titels, eines Titels, für den man aus einer Liste von Namen auswählte, die allesamt auf die ohne Zweifel bestehende Nähe zum konkreten Broterwerb hinwiesen. Da Monsieur Rosteguy seinen Reichtum mit Schiffen gemacht hatte, entschied er sich für den Anker als Symbol des Glücks, das seine Nachkommen hatten, weil sie seine Nachkommen waren. So war Pierre de Lancre ein Parvenü der dritten Generation.